
Kapitel 3

Mangelverwaltung – Ein Königreich für eine OP-Maske

*»Ein Mundschutz ist nicht notwendig,
weil der Virus gar nicht
über den Atem übertragbar ist.«*

Jens Spahn,
Bundesminister für Gesundheit,
30. Januar 2020

Schon sehr früh im Jahr 2020 zeichnet sich ab, dass uns die Beschaffung von persönlicher Schutzausrüstung in den kommenden Wochen, wenn nicht gar Monaten, ordentlich auf Trab halten wird. Spätestens Ende Februar wird die Beschaffung der zahlreichen Materialien, die wir für unseren Laborbetrieb und die Ausstattung unserer Apotheke benötigen, von Tag zu Tag schwieriger. Während viele Bürger eigenständig versuchen, sich vor dem Virus mit diversen Mundschutzmasken zu schützen, verschließt die Bundesregierung über Wochen die Augen davor, dass die Verfügbarkeit von medizinischem OP-Mundschutz und Atemschutzmasken mit dem Standard FFP3 oder FFP2 drastisch abnimmt. Der Präsident des Robert-Koch-Institutes erklärt zur gleichen Zeit, es gebe »keinerlei Evidenz, dass das in irgendeiner Weise hilfreich ist«.

Die Bürger lassen sich davon jedoch nicht entmutigen und kaufen weiterhin alle verfügbaren Maskenprodukte auf oder werden selbst aktiv. Selbst genähte Masken und in mühevoller Heimarbeit gebastelte Schutzvisiere bestimmen nun das Straßenbild. Es ist der gesunde Menschenverstand, der sie leitet. Warum tragen schließlich Ärzte und Pfleger im Gesundheitssektor Masken? Vielleicht doch aus dem Grund, dass sie einen Schutz bieten.

Die am 11. März 2020 getätigte Aussage des Bundesgesundheitsministers ist da schon längst nicht mehr faktenbasiert, als er sagt, der OP-Mundschutz schütze allenfalls »sehr überschaubar, um es so zu formulieren«. Es scheint der Regierung nur noch darum zu gehen, den Maskenhype in der Bevölkerung zu drosseln und zu verschleiern, dass viel zu wenig Masken verfügbar sind, um auch nur den medizinischen Sektor adäquat auszustatten. Ein massives Versagen des Staates, der noch wenige Wochen zuvor permanent betonte, wie gut er auf mögliche Grippe- oder andere Viruspanidemien vorbereitet sei.

Bezugnehmend auf parallele Presseberichte, wonach das Bundesgesundheitsministerium den benötigten Bedarf für Krankenhäuser und Arztpraxen nun zentral beschaffen will, schreibe ich am 5. März 2020 einen persönlichen Brief an Jens Spahn und melde auch meinen benötigten Bedarf. Ja, wir sind nur eine Apotheke und keine Arztpraxis oder

Klinik. Aber wir Apotheken sind das entscheidende Bindeglied in der Versorgung. Wenn die Apotheken aufgrund von fehlender Schutzausrüstung beispielsweise keine patientenindividuellen Infusionslösungen mehr herstellen können, wird es schon sehr bald keine Tumorthherapie in den Kliniken oder den onkologischen Arztpraxen geben. Das scheint den wenigsten bewusst zu sein. Einmal lasse ich dabei ein gleichlautendes Schreiben über die für mich zuständige untere Gesundheitsbehörde auch an Spahns Ressortkollegen in Nordrhein-Westfalen, Karl-Josef Laumann, verschicken.

»Sehr geehrter Herr Minister Spahn, ich wende mich an Sie als Apotheker und Inhaber der Adler-Apotheke in Moers und möchte – Bezug nehmend auf die Pressemeldungen, dass die Bundesregierung zentral Schutzkleidung für Arztpraxen und Krankenhäuser beschafft – einen Bedarf von 8000 Schutzmasken (Typ IIR, OP-Maske) und 4000 OP-Hauben anmelden, um unserem gesetzlichen Versorgungsauftrag als öffentliche Apotheke mit eigener Sterilherstellung in den kommenden Monaten gerecht werden zu können. Wir gehen aufgrund der Rückmeldungen der uns beliefernden Großhändler derzeit davon aus, dass die Versorgung mit Schutzkleidung bis mindestens zum Jahresende problematisch bleiben wird. [...] Die Adler-Apotheke stellt in eigenen Sterillaboratorien aufgrund von ärztlichen Verordnungen u. a. individuell angefertigte Zytostatika und monoklonale Antikörper für die ambulante und stationäre Krebstherapie (teilweise auch im Lohnauftrag für weitere Apotheken in Nordrhein-Westfalen) sowie Schmerzmedikationen für die Versorgung von Schmerz- und Palliativpatienten her. [...] Seit zwei Wochen sind zwei meiner Mitarbeiter ausschließlich dazu abgestellt, durch tägliches ›Abtelefonieren‹ unserer Hersteller und Händler dringend benötigtes Material einzukaufen. Seit wenigen Tagen erhalten wir – wenn überhaupt – nur noch Kleinstmengen, teilweise mit Aufschlägen von bis zum 80-Fachen des ursprünglichen Preises. Dennoch kaufen wir zurzeit jede uns angebotene Ware, um unserem gesetzlichen Versorgungsauftrag gegenüber den Patienten, Arztpraxen und Kliniken weiter gerecht werden zu können. Sollte die Möglichkeit bestehen, die oben genannten Mengen bzw. Teilmengen über Ihr Ministerium zu

beziehen, würde ich um eine Kontaktaufnahme [...] bitten. [...] Die entstehenden Kosten werden wir in voller Höhe tragen. Selbstverständlich versuchen wir parallel weiterhin über alle uns zur Verfügung stehenden Kanäle, unseren täglichen Bedarf zu decken.«

Meine Sorgenfalten werden von Tag zu Tag größer. Aufgrund der vereinbarten Vergütungsregelung zwischen dem GKV-Spitzenverband, der Dachorganisation der unzähligen in Deutschland existierenden gesetzlichen Krankenkassen, und dem Deutschen Apothekerverband, der unsere Interessen zu vertreten hat, erhalten wir als Apotheke nur eine Pauschale für die Herstellung der Krebstherapien. Mit diesem sogenannten Arbeitspreis sind alle mit der Herstellung verbundenen Kosten abgegolten. Diese Vereinbarung unserer Dachverbände, in jahrelangen Verhandlungen und Schiedsstellenurteilen mühsam zustande gebracht, rächt sich spätestens jetzt. Schließlich erhöhen sich unsere Kosten aufgrund der Preisexplosion bei den Materialien täglich, ohne Aussicht, dass sich kurzfristig unsere Einnahmenseite verbessern wird. Ich frage mich, wohin das noch führen soll. Nie möchte ich die Zeitungsmeldung lesen: »Krebspatienten erhalten keine Therapie, da es an Schutzmaterialien fehlt.« Das wäre der absolute Super-GAU für unser Land und eine Tragödie für die vielen schwer kranken Patienten.

Die Reaktion von Bund und Land auf das Schreiben kann eindeutiger nicht sein: Nicht einmal eine Antwort ist das Schreiben wert. Mehr benötige ich auch nicht, um endgültig zu wissen, dass wir vonseiten des Staates keine Hilfe erwarten können. Wir sind auf uns allein gestellt.

Erinnern Sie sich in diesem Zusammenhang noch an diese Pressemeldung aus dem April 2020? »200 000 Schutzmasken für Deutschland werden von den USA abgefangen!« Die Meldung hat es in sich. Von der Bundesrepublik bei dem Hersteller 3M in der Volksrepublik bestellt, sollen Hunderttausende Masken von den Vereinigten Staaten am Flughafen in Bangkok zurückgehalten und in die USA umgeleitet worden sein. Zwar dementiert das Weiße Haus umgehend, aber der Berliner Innensenator Andreas Geisel echauffiert sich im »Tagesspiegel« ebenso wie viele andere Politiker: »Wir betrachten das als Akt moderner Piraterie.« Und außerdem sollten solche »Wildwestmethoden« in einer glo-

balen Krise nicht vorherrschen. Dass die französische Regierung zur gleichen Zeit ganz ähnlich gelagerte Zwischenfälle offenbart, macht die Sache politisch noch brisanter. Aber die Geschichte passt ins Bild. Die Welt steht in diesen Tagen Kopf.

Ein paar Tage zuvor habe ich eine Nachricht aus Asien erhalten. Robert, ein Deutscher, der in China lebt, schickt mir ein Foto aufs Handy. Darauf zu sehen sind die Vertreter des Unternehmens, dem wir vor nicht einmal sechs Wochen noch großzügig mit Schutzmaterialien ausgeholfen haben. Und nun steht die Unternehmensführung vor zahlreichen Pressevertretern und verkündet im Beisein des strahlenden italienischen Botschafters in der Volksrepublik, dass sie 80 000 Schutzmasken an den italienischen Staat spenden wird. Vielleicht sind das ja »unsere« Masken, denke ich. Glauben kann ich das zwar kaum, am Ende ist es mir jedoch auch egal. Egal, wer diese Masken nun erhalten hat, ich hoffe, dass sie dort zum Einsatz kommen, wo sie am dringendsten gebraucht werden. Robert weiß darüber hinaus zu berichten, dass in China mittlerweile ein Exportstopp für alle Arten von Schutzmaterialien verhängt worden ist. Damit gibt es für die gespendeten Schutzmasken nur einen Weg aus dem Land: über die diplomatischen Kanäle. Im berühmten Diplomatengepäck. Was für eine verkehrte Welt.

Und noch eine kleine Anekdote am Rande: Mehr als ein Jahr später erfahre ich durch einen puren Zufall von einem Mitarbeiter aus den deutschen Sicherheitskreisen, dass die USA die vielen Schutzmasken in Thailand nicht abgefangen hat. Vielmehr hätten sich die Preisverhandlungen in Bangkok, geführt von der deutschen Botschaft mit ständiger Rückversicherung in Berlin, über einen so langen Zeitraum wie Kaugummi hingezogen, dass es den Verkäufern irgendwann zu bunt wurde. Als Abnehmer gibt es schließlich einen sofort bereitstehenden und nicht diskutierenden Interessenten: die US-Amerikaner.

Und genau das waren auch wir in diesen Tagen: US-Amerikaner. Wir waren keinen Deut besser, wenn auch im Kleinen. Immer am Puls der Zeit, immer bereit, unsere Netzwerke zu nutzen und im Zweifel pragmatisch und unkonventionell zu handeln. Wir sind dabei ins Risiko gegangen, mehr als nur einmal.

So auch am 16. April 2020, mitten im ersten Lockdown. Es ist später Mittag, als einer meiner mittlerweile vielen Kontaktmänner bei der Materialbeschaffung mich anruft. Er wiederum habe einen weiteren Kontaktmann, der ihm mitgeteilt hat, dass am Neusser Hafen, nur wenige Kilometer von Moers entfernt, heute Abend ein Schiff anlegen würde. Die Ladung: OP-Masken. Sehr viele OP-Masken. Ich bin sofort ganz Ohr und bekomme eine Telefonnummer. Ein direktes Telefonat mit dem ominösen Kontaktmann, der sich als chinesischer Zwischenhändler aus der Bekleidungsbranche entpuppt, bestätigt diese Geschichte. Und er weiß noch mehr zu berichten: »Wer zuerst kommt, erhält die Ware.« Auf Verhandlungen hat er so überhaupt keine Lust. Das merke ich an seinem ganzen Gehabe. Er weiß um seine gute Verhandlungsposition, ich kann es ihm auch nicht verdenken. Die aktuelle Nachfrage überwiegt das Angebot um ein Vielfaches.

Es gibt noch eine zweite Bedingung, die er mir stellt: Bevor er die Ware herausgibt, möchte er Geld sehen. Entweder in bar bei Abholung oder vorab als nicht zurückzuerstattende Blitzüberweisung. Mit dem stolzen Preis für die einfachen OP-Masken hält er auch nicht hinter dem Berg. Tagesaktuell 71 400 Euro möchte er für 100 000 Masken haben. Wie hoch der Preis morgen sein wird und ob er dann überhaupt noch Ware hat, kann und will er nicht sagen.

Mit einer solch großen Summe in Vorkasse zu treten, da habe ich meine Skrupel. Schließlich ist mir der Händler, der mir hier gerade mit seiner heiseren und sicherlich von jahrelangem exzessiven Zigarettenskonsum gefärbten Stimme so fordernd in das Telefon gesprochen, aber eigentlich eher geschrien hat, vollkommen unbekannt. Da hört sich die Option mit der Barzahlung bei Abholung auf einmal gar nicht mehr so schlimm an. Ich sage ihm mein sofortiges Kommen zu. In der Zwischenzeit kann er meine Ware schon einmal separieren.

Ich schaue auf die Uhr. Jetzt muss es aber schnell gehen. Mit meinem folgenden Anruf bringe ich an diesem Donnerstagnachmittag – kurz vor Toresschluss – die Mitarbeiter meiner Hausbank noch einmal auf Trab. Ich benötige eine große Barauszahlung. Hier und heute noch.

Während ich an die nächsthöhere Stelle verbunden werde, bin ich schon auf dem Weg zu meinem Auto, um mich in Richtung Bank aufzumachen. Unterwegs bestätige ich nochmals meinen Auszahlungswunsch, so ungewöhnlich er auch sein mag. Als ich nur Minuten später die Bank betrete, liegt das Geld für mich bereit. In der heutigen Zeit, in der große Bargeldbestände in den meisten Banken nicht erst aus Sicherheitsgründen kaum noch verfügbar sind, habe ich auch jetzt wieder Glück gehabt.

Zurück in meinem Fahrzeug, wird mir mit Blick auf die kommenden Stunden doch etwas mulmig. Was tue ich hier eigentlich? Soll ich ernsthaft mit über 70 000 Euro in bar abends zu einem unbekanntem Händler fahren, der noch dazu in einem mir unbekanntem Hafengelände residiert? Mir gehen zahlreiche Bilder durch den Kopf. Dunkle Lagerhallen und unbeleuchtete Hafenkais mit übellaunigen Typen im Halbschatten sind nur einige davon. Aber es nützt nichts. Meine Kunden und ich benötigen die Masken. Was ich ebenfalls benötige, ist Begleitschutz. Das wird mir in diesem Moment klar. Auf dem Weg zurück zur Apotheke rufe ich deshalb meinen Fahrdienstleiter an. »Trommeln Sie bitte ein paar Fahrer zusammen, die derzeit nicht im Einsatz sind. Ich habe einen kurzfristigen Spezialauftrag. Wir fahren ein paar Kartons mit Masken in Neuss abholen. Zwei bis drei Jungs sollten reichen.«

Mit ihrer Schützenhilfe geht es dann eine Stunde später im Fahrzeugkonvoi über die Autobahn A 57 über Krefeld nach Neuss, die Umschläge mit der Bargeldsumme sicher im Handschuhfach verstaute. Dort angekommen, bestätigt sich das erwartete Bild: unzählige Lagerhallen, viele nicht einsehbare Gassen, mit Unkraut zugewachsene und vermüllte Ecken. Wir parken. Zwei junge Chinesen stehen rauchend vor dem angegebenen Gebäude und begrüßen uns freundlich. Sie haben uns schon erwartet. Das haben ihre Blicke, schon lange, bevor sie uns ansprechen, verraten.

Bevor ich das Lagerhaus betrete, werfe ich noch einen Blick über die Schulter. Außer meinen provisorisch zu Bodyguards umgeschulten Fahrern sind keine weiteren Personen in Sicht. So weit, so gut. Als ich eintrete, bleibe ich nur Sekundenbruchteile später wie angewurzelt auf

der Schwelle stehe. Ich traue meinen Augen nicht. Die Halle ist bis oben hin geradezu vollgestopft. In meinem Kopf beginnt es zu arbeiten. Wenn das alles Masken sind, dann müssen das mehrere Millionen Stück sein. Und das in dieser unscheinbaren Lagerstätte. Da soll noch jemand von Mangelverwaltung sprechen. Hier herrscht die sicher nicht. Unsere 100 000 Masken, wahrscheinlich gerade frisch verladen, stehen in wasserfeste Seesäcke gewickelt zur Abholung bereit. Ich lasse mir von den Chinesen ein Messer geben, um damit wahllos einige Säcke aufzuschneiden und stichprobenartig den Inhalt zu prüfen. Ja, es sind wirklich Mundschutzmasken. Es ist alles in Ordnung. Ich gebe den Fahrern ein Zeichen, wir können die Ware mitnehmen.

Aber nicht nur ich, sondern auch die Chinesen wollen etwas überprüfen. Und zwar das mitgebrachte Bargeld. Während meine Mitarbeiter also dabei sind, die Masken in ihren Fahrzeugen unterzubringen, zählen die Chinesen in meinem Beisein die Geldbündel. Nach einer gefühlten Ewigkeit, zwischendurch werden immer wieder einzelne Banknoten gegen das Licht gehalten und die Sicherheitsmerkmale überprüft, sind auch die Chinesen zufrieden. Und übergeben mir etwas, das ich schon nicht mehr erwartet habe: eine ordnungsgemäß ausgestellte Rechnung über den vollen Betrag mit ausgewiesener Mehrwertsteuer. Fein säuberlich quittieren sie zudem den Empfang der Zahlung. Ordnung ist schließlich das halbe Leben. Auch an diesem Abend in Neuss.

Jetzt aber nichts wie weg, denke ich mir. Denn obwohl alles glatt gelaufen ist, fühle ich mich nicht wohl in meiner Haut. Ich werde mich erst wieder entspannen können, wenn wir das Hafengelände hinter uns gelassen haben und auf der Autobahn sind. Ich ertappe mich noch mehrfach dabei, dass ich in den Rückspiegel schaue. Wirklich beruhigt bin ich erst, nachdem wir das Autobahnkreuz der A57 und A40 erreicht und das erste Moerser Ortsschild passiert haben. Und noch während der Fahrt denke ich mir immer wieder: »Diese Geschichte glaubt dir keiner.«

Was ich in diesem Moment aber noch viel weniger glauben kann: Wir wiederholen diese Prozedur in den kommenden Wochen noch viele weitere Male. Allerdings mit einer wichtigen Änderung, anscheinend

waren auch die Chinesen von unserer Chuzpe angetan. Denn nach dem ersten Kennenlernen haben wir Kredit, eine einfache Banküberweisung ist nun ausreichend. Nach vielen Gesprächen weiß ich auch, was sie im wirklichen Leben so treiben. Sie importieren in Asien hergestellte Schuhe nach Europa bzw. haben importiert. Denn das Geschäft mit der Corona-Schutzausrüstung scheint für sie schon nach wenigen Monaten das Schuhgeschäft vollends in den Hintergrund gedrängt zu haben. Was mir allerdings erst viel später auffallen soll: Den chinesischen Zwischenhändler mit der besonderen Stimme habe ich nicht einmal zu Gesicht bekommen.

Und so kommt es, dass alle Staaten und Behörden dieser Welt, unter ihnen auch die nordrhein-westfälische Landesregierung, nach Masken fahnden, während sie sich direkt um die Ecke, auf der anderen Rheinseite der Landeshauptstadt Düsseldorf, stapeln. Millionenfach, in einer einfachen Lagerhalle. Mittlerweile sind wir auch Experten auf dem Gebiet der persönlichen Schutzausrüstung geworden. Über die Vor- und Nachteile verschiedener Maskenklassifikationen können wir nun ebenso mühelos Auskunft geben wie über die Unterschiede zwischen den chinesischen, europäischen oder US-amerikanischen Prüfnormen. Ebenso kennen wir die benötigten Gütekriterien von Schutzanzügen und können teilweise schon bei Nennung der CE-Nummer die ausstellende Prüfstelle identifizieren. Das spricht sich herum. Während wir anfangs nur für unseren eigenen Betrieb und unsere Kundschaft in der Apotheke tätig sind, wird unser Kundenkreis im Laufe des Frühjahrs immer größer.

Zunächst sind es die niedergelassenen Mediziner, die nach Schutzausrüstung fragen. In die Praxen dürfen nur noch symptomlose Patienten. Wer Fieber oder Husten, beides mögliche Symptome von Covid-19, hat, wird außerhalb der regulären Praxiszeiten einbestellt oder bei einem Hausbesuch in Augenschein genommen. Benötigt werden dabei Schutzkittel, Handschuhe und natürlich sehr viele Atemschutzmasken.

Kurze Zeit später gesellen sich die Senioren- und Pflegeheime dazu, die den immensen Bedarf nicht mehr über ihre sonst üblichen Lieferanten decken können. Es gibt für diesen Markt unzählige spezialisierte

Versorger. Das Geschäft mit Schutzmaterialien geht in normalen Zeiten vollständig an der Apotheke vor Ort vorbei. Aber was sind schon normale Zeiten?

Etwas anderes beschäftigt mich mindestens ebenso sehr wie die Bearbeitung der zahlreichen Bestellfragen. Warum schaffen wir es, immer wieder Waren aufzutun, während die Großkonzerne im Markt häufig passen müssen? Das kann doch nicht sein. Ich kann diese Entwicklung nicht verstehen. Erst sehr viel später werde ich begreifen, warum es für uns deutlich einfacher ist als für die Big Player. Denn auch wenn wir zu Beginn nur über rudimentäres Wissen in diesem Markt verfügten, haben wir neben unseren schnellen Entscheidungsprozessen einen nicht zu unterschätzenden Vorteil, der uns in dieser Zeit ganz nach oben auf der Beliebtheitskala und Listen bevorzugter Lieferanten schießt: Der Vertrieb von persönlicher Schutzausrüstung ist nur ein Nebenschauplatz in unserem Apothekenbetrieb, nicht unser Hauptgeschäftszweig. Und da wir über keine Erfahrungswerte verfügen, kaufen wir nicht nur teurer ein als die große Händlerschar, sondern verkaufen auch häufig unter Preis. Das wissen wir zu diesem Zeitpunkt nicht. Mit dem kleinen Zusatzgeschäft sind wir vollauf zufrieden.

»Vorne wartet die Bundeswehr auf Sie.« Ich muss lächeln, als meine Mitarbeiterin Nathalie Buchner mich mit diesen Worten im April 2020 anspricht. Schließlich glaube ich kaum, dass die Feldjäger nach nunmehr fast 15 Jahren doch noch entdeckt haben, ich hätte mich bei der Musterung erfolgreich vor dem Wehrdienst gedrückt. Kaputte Knie, zahlreiche Allergien. Mich wollen die auch nicht bei der Truppe haben. Wer vorne wartet, ist ein Kollege. Oberfeldapotheker der Reserve Dr. Werner Benning, Verbindungsoffizier beim Landeskommmando Nordrhein-Westfalen, in der Pandemie auf eigenen Wunsch eingezogen und im Moment zuständig für die Beschaffung von Schutzausrüstung und weiteren Gütern.

Auch ihm ist zu Ohren gekommen, dass sich unser Apothekenkeller immer wieder wie von Geisterhand mit Schutzmaterialien auffüllt. Mein Eindruck aus dem ersten Telefongespräch, welches ich vor wenigen Tagen mit ihm geführt habe, bestätigt sich nun vor Ort. Unkonven-

tionell denkend und pragmatisch handelnd, ist er mir direkt nahe. Und noch etwas verbindet uns: Unsere beiden Väter haben vor vielen Jahren gemeinsam in Mainz studiert, sie waren Kommilitonen. So klein ist die Welt.

Dass dieses Gespräch den Anfang einer über die kommenden zwei Jahre hinweg steten und vertrauensvollen Zusammenarbeit markieren wird, kann ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen. Aber Werner Benning eröffnet uns einen völlig neuen Absatzmarkt. Nach diesem Gespräch erhalten wir nun immer wieder Anfragen von Behörden, öffentlichen Einrichtungen und staatlichen Organisationen. Denn anders als die mittlerweile unzähligen Glücksritter, die den Markt fluten und ihre Ware feilbieten, setzen wir von Anfang an auf Gründlichkeit und Zuverlässigkeit.

Teilweise beschleicht mich in dem Marktumfeld, in auch wir nun operieren, das Gefühl, dass plötzlich jede und jeder »in Masken« macht. Täglich werden wir mit Angeboten von obskuren Händlern aus aller Welt geflutet. Per Fax, per E-Mail oder über unsere Profile in den sozialen Medien. Selbst auf meinem Mobiltelefon ist dieser Tage kein Stillstand mehr. Von früh am Morgen bis spät in die Nacht gehen Anrufe ein. Ich sehe mich gezwungen, ständig das Ladekabel mit mir zu tragen, weil der Akku dauerhaft leer ist. Es herrscht Goldgräberstimmung.

Aber wer denkt, dass sich das nur im Großen abspielt, der irrt. Auch die Kfz-Werkstatt um die Ecke, die Werbeagentur zwei Straßen weiter und der Dönerladenbesitzer vom Bahnhof melden sich, um Ware anzubieten. Mal auf eigene Rechnung, mal im Auftrag von Freunden und Verwandten. Teilweise haben die Händler ihre Firmengründungen noch nicht einmal final abgeschlossen. Von einer guten Bonität ganz zu schweigen.

Ich kann mir daher gut vorstellen, wie es den bundesweit eiligst zusammengestellten Krisenstäben von Städten, Kreisen und Organisationen ergehen muss. Wenn es für uns schon fast unmöglich ist, den Überblick zu behalten, muss es für die größtenteils aus unterschiedlichen Abteilungen, Fachbereichen und Dezernaten stammenden Mitarbeiter und Beamten in den Krisenstäben die vollständige Reizüberflutung

sein. Da die Zeit drängt, müssen sie ohne vorherige Ausschreibungen und wirkliche Vorgaben Aufträge im Millionenbereich vergeben. Es gibt keine Blaupause für ihren Einsatz, keinen Präzedenzfall. Alle hoffen, dass es gut gehen wird.

Von Beginn an bläue ich meinen Mitarbeitern wichtige Grundsätze ein. Wir verlangen keine überzogenen Preise. Wir bieten ausschließlich Ware an, die auch wirklich bei uns im Lager liegt. Und vor allem verlangen wir keine Vorkasse. Sollten wir einmal eine Anfrage über ein Produkt oder eine Menge bekommen, die wir nicht im Lager liegen haben, müssen wir eben passen und absagen. Ich will das Risiko nicht eingehen, mich auf Dritte verlassen zu müssen. Zu häufig habe ich in diesen Zeiten schon erlebt, dass Lieferungen trotz Zusage ausgeblieben sind und der Händler sich urplötzlich nicht mehr daran erinnern kann, wer ich bin. Bevor ein Auftrag platzt, weil die Ware nicht kommt, sage ich lieber »Nein«.

Mit diesem Geschäftsgebaren heben wir uns – so erzählt es mir einer, der im Krisenstab einer Stadt im Rheinland Dienst tut – von fast 99 Prozent der weiteren Mitbewerber ab. Händler, die Waren offerieren, in deren Besitz sie gar nicht sind, Händler, die gefälschte oder nicht zertifizierte Waren versenden, Händler, die immer wieder nachverhandeln wollen, sind nur einige Auswüchse dieser Zeit.

Dass etwas Merkwürdiges vor sich geht, zeigt sich nun auch sichtbar vor unserer Apotheke. Fast täglich rollen Fahrzeuge verschiedener Feuerwehren aus dem ganzen Land bei uns vor, um Ware aufzuladen. Dass der Zeitpunkt der Warenabholung durch das Technische Hilfswerk (THW) einmal ausgerechnet mit dem parallel vor unserer Haustüre stattfindenden Wochenmarkt kreuzt, muss man als Betriebsunfall behandeln. Der regelmäßige Wochenmarkt in der Altstadt war jahrhundertlang der Treffpunkt für Klatsch und Tratsch in der Stadt. Und in Zeiten des Lockdown ist er für die Moerser Bürgerschaft wie im tiefen Mittelalter wieder das Highlight der Woche. Sehen und gesehen werden ist hier neben dem Einkaufserlebnis die wichtigste Disziplin. Sonst kommt man ja nicht mehr vor die Tür. In dieser Atmosphäre schinden die frisch gewaschenen und in sattem Blau glänzenden

THW-Laster mit ihrem zuckenden Blaulicht richtig Eindruck, ein Plausch mit den zufällig vor Ort weilenden Kommunalpolitikern aus Stadt und Kreis inklusive. Im Herbst sind schließlich Kommunalwahlen und wo, wenn nicht hier auf dem Marktplatz, kann man subtil auf Stimmenfang gehen?

Aber genau diese kleinen Momente freuen mich. Zeigt es sich doch, dass allen Unkenrufen zum Trotz die Zusammenarbeit der zahlreichen Zivil- und Katastrophenschutzorganisationen in Deutschland funktioniert. Ohne ihre Unterstützung hätten viele Maßnahmen der Pandemiebekämpfung schon vor dem eigentlichen Beginn wieder begraben werden können. Und so ist es mir ein Bedürfnis, 500 FFP2-Masken an die örtliche Feuerwache zu spenden, als ich hören muss, dass die Rettungskräfte wegen fehlender Atemschutzmasken ungeschützt zu ihren diversen Einsätzen ausrücken müssen. Mein ganz persönliches kleines Dankeschön für ihre wichtige und selten gewürdigte Arbeit.

Aber es geht natürlich auch eine ganze Menge schief. Teilweise werden an mich erteilte Aufträge nachträglich korrigiert, in Einzelfällen auch storniert. Glücklicherweise werden unsere Schutzmaterialien an den unterschiedlichsten Stellen benötigt. Die Nachfrage ist den ganzen Frühsommer über ungebrochen. So kommen wir auch nicht in Verlegenheit, dass wir auf Ware sitzen bleiben und ich kulant auf solche Situationen reagieren kann.

Da ergeht es mir deutlich besser als vielen weiteren Händlern, die zu dieser Zeit an den Open-House-Ausschreibungen des Bundesgesundheitsministeriums teilgenommen und Schutzmasken an den Bund geliefert haben. Viele müssen trotz anderslautender Zusagen monatelang auf die zugesagte Bezahlung der Warengüter warten. Die ursprünglich veröffentlichten Ausschreibungsunterlagen scheinen dem Ministerium im Nachhinein nicht das Papier wert zu sein, auf dem sie verfasst worden sind. In vielen Fällen verweigert das Ministerium die Zahlung der geschuldeten Gelder komplett. Als lapidare Begründung werden nicht eingehaltene Qualitätsstandards angeführt. Die logische Konsequenz folgt prompt. Innerhalb kürzester Zeit sind an den deutschen Gerichten unzählige Klagen gegen den Bund als säumigen Zahler anhängig. For-

derungen von mehr als einer Milliarde Euro werden kolportiert. Die Vermutungen vieler Experten decken sich. Das Ministerium von Jens Spahn hat viel zu viele Masken bestellt und will sich nun vor der Bezahlung drücken. Der Präsident des Bundesrechnungshofes Kay Scheller, zuständig für die Kontrolle der Bundesausgaben, urteilt im Recherchemagazin »Plusminus« der ARD:

»Eine Koordinierung, eine Steuerung der Beschaffungsmenge hat es in dem notwendigen Maße nicht gegeben. [...] Das ganze Projekt ist dann völlig aus dem Ruder gelaufen und man hat auf verschiedenen Wegen alles zusammengekauft, was irgendwie zu bekommen war. Und wir haben natürlich alle Verständnis für eine gewisse Überbeschaffung. Aber nicht in dieser Menge.«

Viele der Lieferanten haben sich, um die Aufträge erfüllen zu können, Geld geliehen, sind in Erwartung eines seriösen Vertragspartners in Vorleistung getreten und stehen nun vor einem finanziellen Scherbenhaufen. Es geht um ganze Existenzen.

Glücklicherweise ist mir dieses Schicksal erspart geblieben. Ein junger Kollege aus dem Bergischen Land, den ich seit Jugendtagen aus dem Tennisverein kenne und der auch einige Monate in meiner Apotheke gearbeitet hat, wittert ebenfalls das große Geld und will gemeinsam mit einem seiner Geschäftspartner an der Ausschreibung teilnehmen und Atemschutzmasken an den Bund liefern. In mehreren Telefonaten bittet er mich immer wieder, die Produktion und den Wareneinkauf vorzufinanzieren. Das ganze Vorhaben sei absolut risikolos. Vertragspartner ist schließlich die Bundesrepublik Deutschland. Neben einer Abnahmeverpflichtung garantiert der Staat ein Zahlungsziel von nur sieben Tagen. 50 Prozent der bei dem Geschäft eingestrichenen Marge soll ich als Gegenleistung für meine Finanzierungszusage erhalten. Ich bin zu diesem Zeitpunkt nicht auf dem Laufenden. Von dieser angeblichen Ausschreibung höre ich das erste Mal. Ich kann es auch kaum glauben. Das hört sich viel zu gut, viel zu simpel an. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass die Regierung so einen De-facto-Persilschein ausstellt.

Mein Bauchgefühl jedoch schreit förmlich: »Nein! Mach das nicht!« Am Ende ist wohl meine Finanzierungsabsage mit ein Grund, warum

der Bekannte aus Jugendtagen und jetzige Kollege nicht an der Open-House-Ausschreibung teilgenommen hat. War er über meine Absage anfangs sicher nicht erfreut, sollte er mir heute auf ewig dankbar sein. Ohne wirklich etwas über die Ausschreibungsdetails zu wissen und nur aufgrund eines unguten Gefühls, habe ich nicht nur mich, sondern auch ihn vor einem großen Unglück bewahrt.

Da sind mir die Gepflogenheiten in meinen Sphären schon deutlich lieber. Zwar müssen die Sachbearbeiter der lokalen Krisenstäbe ab einem bestimmten Auftragswert zwingend die nächsthöhere Dienstebene mit ins Boot nehmen, teils sind auch Genehmigungen von der Behördenleitung einzuholen, die eine Bestellzusage nicht selten verzögern. Sind wir uns jedoch grundsätzlich handelseinig geworden, habe ich schlussendlich aber immer einen schriftlichen Auftrag erhalten. Anfangs war ich ob der ständigen Verzögerungen genervt. Vor allem dann, wenn der einzige abzeichnungsbefugte Mitarbeiter schon im Feierabend weilte oder sich ins Wochenende verabschiedet hatte. Mehr als einmal bin ich gewillt zu sagen, dass sich das Virus nicht an die üblichen Geschäftszeiten hält. Aber ich habe rückblickend unrecht. Die Mehrzahl der Mitarbeiter, vom einfachen Sachbearbeiter angefangen bis hin zum Behördenleiter, taten ihr Möglichstes, um schnelle Entscheidungen herbeizuführen. Jedoch haben sie keinen großen Ermessensspielraum bei ihrer Entscheidung. Ein Beamtenapparat bleibt ein Beamtenapparat, auch und besonders in Zeiten einer Pandemie. So können sie ebenfalls immer nur abwarten, welche Entscheidungen in Berlin und Düsseldorf letztendlich getroffen werden. Sind die nötigen Beschlüsse gefasst, dürfen sie dann auf kommunaler Ebene umgesetzt werden. Eine undankbare Aufgabe, um die ich die Männer und Frauen in den Dienststuben nicht beneide.